

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Grete Busch

Fritz Busch

Dirigent

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ursprung und Herkunft

Ein wilder Bauernjunge entließ eines Tages dem väterlichen Hof im hintersten Winkel Westfalens und seiner langweiligen Pflicht, die Kühe zu hüten. Er suchte Musik, mußte sich aber sein Brot als Schreiner verdienen. Mit klanglosen Tischen und Stühlen nicht zufrieden, fing er an, Geigen zu bauen. Die Musik konnte der Rastlose nicht aus dem Blute bekommen. Er heiratete eine wohlhabende Witwe, weil sie versprach, ihm Geigenunterricht erteilen zu lassen. Sie tat dies für ihn und noch mehr, indem sie bald starb und ihm ihre Gastwirtschaft hinterließ. Die gab er auf. Er ging mit seiner Fiedel auf die Walze. In einem Siegerländer Städtchen, das er durchwanderte, sah er durch ein Ladenfenster Nähmädchen bei der Arbeit sitzen. Seine scharfen Augen erspähten ein Gesicht, das ihm gefiel. Es war ein ganz durchschnittliches Gesicht; die blaßblauen Augen darin wandten sich nach flüchtigem Stutzen über seinen Anblick wieder gleichgültig der Arbeit zu. Dem Schicksal genügt ein Blick. Das zarte, glattgescheitelte Nähmädchen Henriette Schmidt war wenige Wochen darauf Frau Wilhelm Busch und wurde die Mutter vieler ungewöhnlicher Kinder, darunter von zwei der größten Musiker ihrer Zeit. Sie war die beste – man muß glauben, die einzig richtige – Gefährtin, die der originelle Mann überhaupt finden konnte. Welche andere würde ihn ertragen haben?

Kaum war das Mädchen sein eigen, da zwang es der musikbesessene Mann, das Notenlesen und ein bißchen Klavierspielen zu erlernen, wozu es nicht die geringste Lust hatte. Er tat das aus reiner Liebe; da er sich ein erfreuliches Leben ohne Musik überhaupt nicht vorstellen konnte, sollte seine Frau desselben Glücks teilhaftig werden. Irgendein praktischer Hintergedanke lag ihm fern. Bald aber wurden die bescheidenen Kenntnisse der jungen Frau nützlich, als dringende Geldnot das Aufspielen bei Festlichkeiten und Gastereien notwendig machte. Frau Henriette – »Jettchen« nach ländlichem Sprachgebrauch – erwartete ihr erstes Kind. Sie schämte sich, wenn sie in ihrem Zustande des Abends durch eine Menschenmenge zum Klavier gehen mußte. Die tapfere, unscheinbare Frau mag

aufgeatmet haben, sobald sie hinter ihrem Instrument den Blicken entzogen saß. In gewissenhafter Unwissenheit hämmerte sie ihre Akkorde. Unter ihrem Herzen wuchs ein Musiker.

Achtzehn Jahre später, im Jahre 1908, kam dieser Musiker im strömenden Aprilregen die Landstraße entlang, die aus dem dörflichen waldeckischen Landstädtchen Mengershausen zu dem einzeln gelegenen Hause führte, in das wir keine vierzehn Tage vorher unseren Einzug gehalten hatten, nachdem mein Vater aus Berlin in seine ländliche Heimat zurückgekehrt war.

Durchs Fenster sah ich einen mageren, hochaufgeschossenen Jungen neben meinem Onkel hergehen, dem wohlbeleibten, fröhlichen Musiker, der am Kölner Konservatorium Klavierlehrer war. So viel hatte er uns von diesem Schüler erzählt, daß ich ohne weiteres meiner Mutter zurufen konnte: »Da kommt Fritz Busch.« Ich wußte: das ist er.

Die Handwerker wirtschafteten noch in unserem halbfertigen, winterkalten Hause, so daß ein tröstlicher Kaffee zur Zeit nur im Wohnzimmer bereitet werden konnte; er wurde auch alsbald in Angriff genommen. Aber das Wasser kochte über, ohne daß selbst meine sorgfältige Mutter sich darum kümmerte. Denn im Zimmer stand, in eine Ecke gedrängt, auch Mutters Klavier. Dahin wies mein Onkel Karl Boettcher den schweigsamen, apathisch wirkenden Schüler: Ohne ein Wort zu sagen, stand er einen Augenblick vor diesem Instrument. Man konnte keinen Eindruck von ihm gewinnen. Auffallend waren allein die Hände, die er der Kälte halber leicht umeinander rieb; edelgeformte Hände, deren schlanke Gelenke weit aus den ausgewachsenen Ärmeln hervorschauten. Dann spielte er.

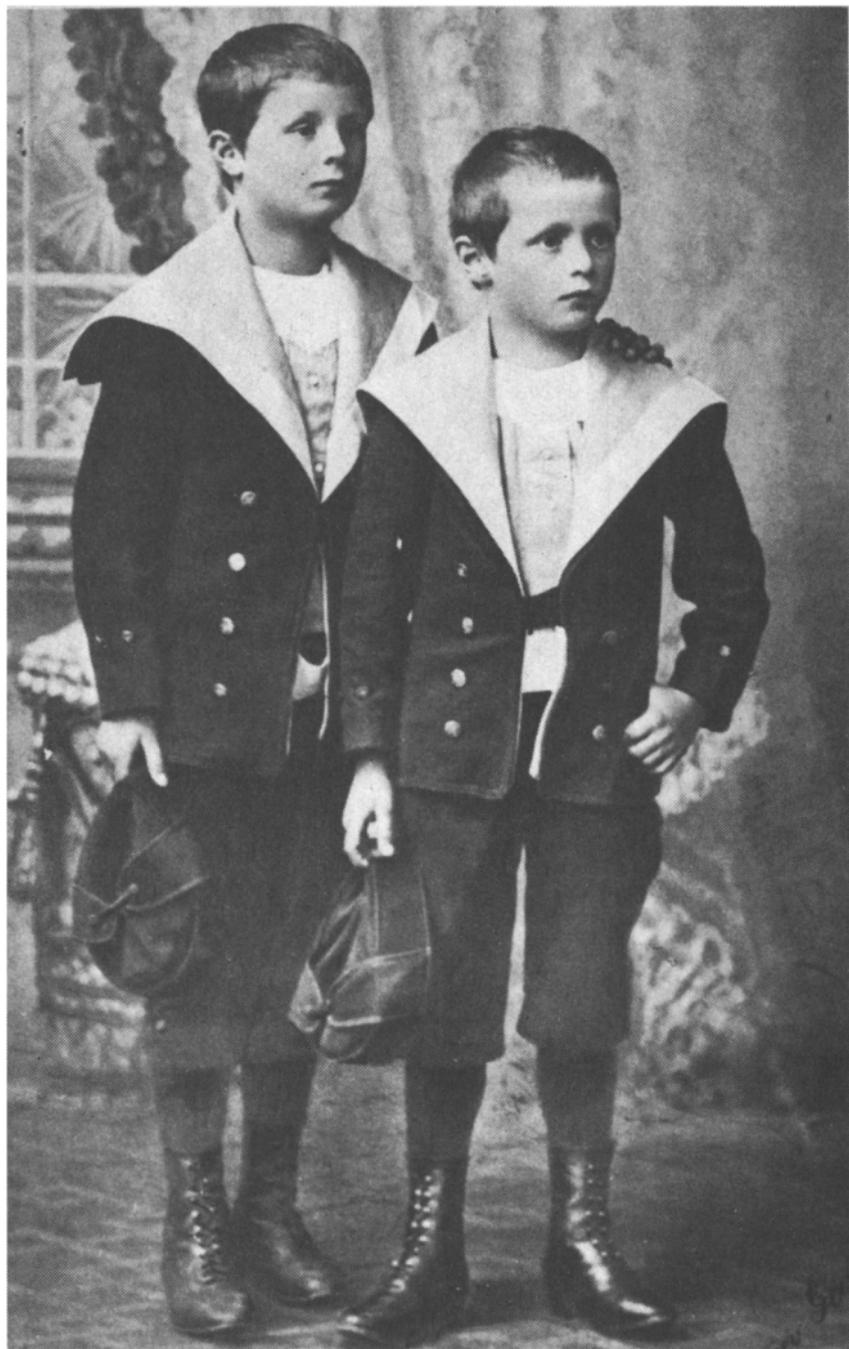
Eine Ahnung von Glückseligkeit ergriff mich, während Brahms' Händel-Variationen, von diesen Händen gestaltet, den grauen Tag, das kahle Zimmer vergessen ließen.

Drei Jahre später heiratete ich diesen Musiker in Mengershausen. Vierzig Jahre nach unserem Hochzeitstag habe ich ihn dort begraben. Was diese Zeit umschließt, bis sich Kränze aus aller Welt über einem Grabhügel auf dem schattigen Friedhof »hinter der Linde« häuften – das soll hier erzählt werden.

Während unserer Brautzeit hatten sich die Lebensverhältnisse der Eltern Busch nur bescheiden gebessert, so daß die älteren

Söhne helfen mußten, für die jüngeren Geschwister zu sorgen. Immerhin hatte Mutter Jettchen den Tanzboden längst mit einem kleinen eigenen Stickeriegeschäft vertauscht, in dem sie auch den Siegener Honoratiorentöchtern Handarbeitsunterricht gab. Solche Anläufe zu einem kleinen Wohlstand, den Schmidtscher Fleiß und Sparsamkeit aufzubauen begannen, wurden allzuoft das Opfer eines anderen Schmidtschen Charakterzuges, nämlich einer grenzenlosen Vertrauensseligkeit, die wiederholt den Ertrag von mühsamen Arbeitsjahren zunichte machte.

Vom schönen Geiste des Handwerks, den das Wort schon andeutet – von der soliden Tüchtigkeit der wirkende Werke schaffenden Hand –, war viel, aber nicht alles im Vater Wilhelm Busch. Wohl war er Handwerker, aber auch ein Vagabund. Und so ehrbar der eine, so fragwürdig war der andere Teil seines Wesens. Nicht daß er etwa Unrecht getan hätte! Er war durchaus, was man einen ›guten Kerl‹ nennt, tat keiner Fliege ein Leid, geschweige denn einem Menschen. Aber er war durch und durch ein Abenteurer und Phantast, leichtgläubig, wie geschaffen, betrogen zu werden, den Kopf voll immer neuer hochfliegender Pläne, die sich merkwürdigerweise in zweien seiner Söhne verwirklichen sollten. Ihm hing der Himmel voller Geigen, was buchstäblich zu nehmen ist; denn ohne jede Schulung, nur aus unüberwindlicher Leidenschaft wurde er von einem einfachen Schreiner zum Geigenbauer. Er bastelte nicht bretterne Kästchen, die brettern aussahen und auch so klangen, sondern er baute in allmählicher Vervollkommnung, die sich aus der eigenen Unzufriedenheit mit seiner Hände Werk ergab, schließlich ausgezeichnete Geigen. Nach Jahren wurde er zum Konservator der Heyerschen Instrumentensammlung in Köln berufen, weil man nur diesem rastlos hitzigen Manne die unsägliche Geduld und Feinfühligkeit zutraute, die nötig war, um aus kostbaren Trümmern, Einzelteilen alter Meisterinstrumente, wieder etwas Ganzes zusammenzusetzen. Vater Busch gelangte zu einer noch größeren Auszeichnung, als Meister des Heyerschen Institutes zu sein. Er baute die Geige, die Adolf Busch, sein zweiter Sohn, in den ersten Jahren seiner Laufbahn in allen Konzerten spielte. Es war eine gute Geige; die war dem nie Befriedigten einmal gelungen, als habe er all seinen Stolz auf den Sohn, all die im



Fritz und Adolf Busch um 1900

Grunde seines barschen Naturells schwärmerische Liebe zu Adolf in dies tönende Stück Holz hineingesenkt. Merkwürdig: als Adolf später in den Besitz einer herrlichen Stradivari kam, fehlte mir eine gewisse Herbheit in seinem Spiel, die zu ihm und dieser Geige gehörte.

Das Zustandekommen jenes Instruments bedeutete die Krönung einer langen Reihe von Abenteuern, von denen Fritz Busch selbst in seinem Buch ›Aus dem Leben eines Musikers‹ ergötzlich erzählt. Die Geigenbauerei war ein Unternehmen, das in Abständen, bildlich gesehen in Wellenzyklen, verlief; und das ganze häusliche Leben der Buschs lief entsprechend mit, je nachdem, ob Vater Wilhelm ein Stück Holz gefunden und nach Hause gebracht hatte – ob das nun in der Werkstatt lag oder nicht. Lag eines dort, so war es um die Ruhe des Hauses auf Wochen hinaus geschehen.

Zu schweigen vom ehelichen Leben, denn im Schlafgemach war kein Mann mehr. Mutter Henriette war Strohwitwe, was ihr eine Weile lang vielleicht nicht unlieb war. Ihr Mann, kaum daß er die erste Tagesmüdigkeit ausgeschlafen hatte, verschwand des Nachts geräuschlos, mit der katzenhaft grazilen Leichtigkeit, die ihm eigen war; zunächst in die Küche, um sich eine Kanne starken Kaffee zu brauen; damit versehen, in die Werkstatt, die er nicht vor Tagesanbruch oder meist noch viel später wieder verließ. Die Geigenbauerkrankheit, das Geheimnis Stradivaris entdecken zu wollen, hatte ihn mit aller Heftigkeit seines Wesens befallen. Also mußten Hölzer abgestimmt, beklopft und behorcht werden, wozu er seine beiden ältesten Jungen aus dem Bett holte, um sich ihr absolutes Gehör zu leihen. Sie dürften manches Mal geflunkert haben, um rascher wieder in die Federn zu kommen. Ruhe kehrte im Hause aber erst wieder ein, wenn ein fertiges Instrument es verlassen hatte. Überzeugt, ein unübertreffliches Meisterstück geschaffen zu haben, das ihm einen hohen Preis bringen mußte, zog Vater Busch los. – Ach, welche Schule der Enttäuschungen hat Fritz Busch als kleiner Junge im Elternhaus durchlaufen, wenn dann der Vater mit zwanzig Mark, einem Spazierstock mit elfenbeinernem Griff, dessen ich mich noch wohl erinnere, einem Kanarienvogel als Honorar und als Zugabe vielleicht auch mit einem kleinen Räuschlein nach Hause kam!

Die Mutter hatte in ihrem nüchternen Wirklichkeitssinn



Karl
Boettcher

zwar nicht von Schätzen geträumt, aber wenigstens auf Bezahlung der dringendsten Lebensbedürfnisse gehofft. Zum Glück war sie selber eine heitere Natur. Und was den Stradivari-Aspiranten anging, so tröstete er sich schon wieder beim Morgenkaffee; denn, wie er den Familienmitgliedern erzählte: »So gut ist diese Geige ja eigentlich nicht gewesen.« Nachträglich hatte sie jedesmal einen ›Wolf‹. Jetzt aber hatte er bei Ausbesserungsarbeiten an der alten Rheinbrücke einen Block Holz gesehen . . . den müsse er haben; und wenn darin nicht die Stradivarius-Geige stecke, die er bauen wolle, dann müsse es nicht mit rechten Dingen zugehen!

Was für Adolf ein Mäzen zu tun versuchte, indem er das Kind in die Hände eines Oberlehrers gab, um die Bildungslücken zu füllen, die das Elternhaus offen ließ, das leistete für den älteren Bruder Fritz mein Onkel Karl Boettcher; und man darf sicher sein, daß Fritz hierbei nicht schlechter fuhr. Was er von

ihm fürs Leben empfing, davon war sein Klavierunterricht der kleinste Teil. Ein großer Pianist war Karl Boettcher nicht, auch kein systematischer Pädagoge, aber ein von der Schönheit der Kunst tief durchdrungenes Gemüt, das sein Gefühl und Wissen mit voller Wärme an andere weiterzugeben vermochte. Er hat das für Fritz Busch auf allen ihm zugänglichen Gebieten getan. Als wohlhabender Junggeselle lebte er sein eigenes Leben. Er nahm reges Interesse an der Entwicklung eines Jungen, der in einer Jackentasche die neueste Strauss-Partitur, ›Feuersnot‹, bei sich trug, in der anderen ein Reclambändchen Homer, und griff auf die einfachste und glücklichste Weise ein. Er teilte fortan mit ihm alles Gute, was er besaß, einschließlich der von Fritz Busch nie vergessenen reichen kulinarischen Spenden, die regelmäßig aus der Waldecker Heimat kamen. Begreiflicherweise spielten sie eine Rolle bei einem dauernd ebenso überarbeiteten wie unter-, jedenfalls ungenügend ernährten, fünfzehn-sechzehnjährigen Jungen. Was Boettcher seinem Zögling aber vor allem zu bieten hatte, war seine umfassende Kenntnis von Musik und Musikern. Er kannte sie alle, und manchen brachte er im Sommer mit nach Mengerlinghausen. Er teilte dem aufnahmebereiten Jungen von seiner weiten Belesenheit mit und stellte ihm seine reiche Bibliothek zur Verfügung. Als leidenschaftlicher Theaterfreund erschloß er ihm das Schauspiel, das er regelmäßig besuchte: »statt allein auf dem Zweiten Rang, gehe ich zusammen mit dir auf den Dritten« – das war die natürliche Lösung; nachher bereitete er in seiner hübschen Junggesellenwohnung ein Abendbrot aus den Waldecker Schätzen, wobei die frischen Eindrücke diskutiert wurden. Die letzte, aber nicht unwichtige Etappe in diesem, wie unabsichtlich leicht gehaltenen Bildungskursus – die einzig schwierige für den Lehrer – war, dem jungen Menschen den Sinn für die Natur zu eröffnen. »Gib mir ein Zimmer mit einem Flügel und einer Partitur – da brauche ich deinen Wald nicht« – so äußerte sich der junge Fritz Busch zu mir. Und doch rauschte der Wald in seinen Brahms-Sinfonien so stark, daß ich ihn vor mir sah und Heimweh bekam, als wir längst im waldlosen Buenos Aires lebten. Wenn Fritz Busch später Landschaften lieben lernte, waren es immer die einfachen und anspruchslosen, war es immer die Idylle, nicht das Drama. Den kleinen Zugersee hatte er lieber als den großartigen Vierwaldstätter. Im Alter erinnerte

er sich mit Anhänglichkeit der Wälder seiner Kindheit, die er beim »Ströppen« durchwandert hatte. Aber den jungen Musiker langweilte Karl Boettchers Naturschwärmerei, und er verteidigte sich dagegen mit einem Pikkoloflötchen, das er selbst in späteren Jahren bei Ausflügen immer bei sich trug. Wenn Onkel Karl sich Sorgen um seinen Zögling machte, dann nur in einer Weise: der junge Mensch war spröde in einem Maße, daß er fühllos wirken konnte, außerstande, Empfindungen, die so überströmend aus seiner Musik sprachen, im täglichen Umgang zu zeigen: er verbarg sie hinter ironischer Kühle. Nun war Karl Boettcher selber ein Spötter und konnte verletzen. Aber er strahlte so viel Heiterkeit aus, daß man über seinen Spott leichter hinwegkam als bei der fast zugangslosen Verslossenheit des Jüngeren. Sorgenvoll schrieb ihm der Mentor einmal: »Du, der so spielend alle überflügelt hat, dem in den Schoß fällt, um was andere schwer zu ringen haben: was ist mit der Seele?«

Als aber die Schatten des Abends über den ewig jungen Onkel Karl zu fallen begannen, der seinem Freunde Felix Weingartner wie der Gott Froh im ›Rheingold‹ vorgekommen war – als für ihn der Tag sich neigte, zeigte sich die wahre Natur des kühlen, spöttisch und fühllos scheinenden jungen Fritz Busch. Zwar versuchte er auch jetzt zu verbergen, wie sehr er sich sorgte, wie sehr er an dem Lehrer hing, um den leidenden, schwer hypochondrischen Mann nicht zu erschrecken. Aber er war ihm zur Seite, so oft es ihm seine rastlose Arbeit erlaubte. So kam es auch zu dem Besuch in Karl Boettchers heimatlichen Osterferien 1908: »Sie brauchen mir nicht abzuschreiben; während Sie es tun, bin ich schon da!« – und dabei trafen wir uns.

Direktor des Kölner Konservatoriums, auf dem Fritz Busch damals noch studierte, war Fritz Steinbach, vordem Leiter der Meininger Kapelle, einer der großen Dirigenten Deutschlands. Fritz Busch war sein Lieblingsschüler. »Das ist der Dirigent der Zukunft«, so sagte Steinbach mitunter.

Trotz liebevoller Sympathie prallten sie gegeneinander an, als der schlanke junge Fritz bestimmten Anordnungen des beliebten alten Fritz zu folgen sich weigerte, weil die individuelle Technik des Dirigierens von der Statur des Dirigenten abhängt. Ungeachtet schmerzlicher Folgen gab er darin nicht nach. Vor-



In Riga

übergehender Groll seiner heftigen Natur sprach beim jüngeren Fritz mit, als er nach Absolvierung des Abschlußsemesters unter angebotenen Stellungen die entfernteste wählte: Riga, Rußland. Einen Winter lang war er dort Opernkapellmeister, wie vor ihm Richard Wagner und viele andere deutsche Dirigenten. Er stieg in dieser Zeit vom Dritten zum Ersten Kapellmeister auf, zog es aber trotzdem vor, in der folgenden Spielzeit als Musikdirektor von Gotha in Deutschland zu bleiben.

Die Anfänge in Riga waren abenteuerlich genug gewesen, um seine ganze Heimkehrfreude begreiflich zu machen – heim in einer Fahrt von Rußland nach Mengersinghausen, wo er sich die Braut holte. Ein skeptischer künftiger Schwiegervater hatte an diese Rückkehr nie recht geglaubt. Es gab Erfahrungen in der Mengersinghäuser Verwandtschaft: eine sehr ähnlich scheinende Liebesgeschichte hatte da einen ganz anderen Ausgang



Das Brautpaar

genommen; der, von dem sie handelte, und der auch in seinen Erinnerungen von ihr spricht, war Felix Weingartner. Er wurde mir damals oft vorgehalten. Den Schrecken vor dem Kapellmeister, wie ihn das Bräutchen vom Lande im Weimarer Theater erlebte, ließ man mich entgelten. Und nur meine schöne Tante, die Enttäuschte selbst, die dann mit einem stattlichen und sympathischen Postbeamten glücklich geworden war – nur sie pflegte mir bei mancher Umarmung heimlich ins Ohr zu flüstern: »Und du tust es *doch!*«

Ich tat es; da war kein Zweifel. 1911 heirateten wir in das alte thüringische Residenzstädtchen Gotha. Ich hielt es für ein gutes Omen, daß ich meinen Mann im Laufe dieses Winters dort einmal an der Spitze eines Orchesters sah, das durch Mitglieder der Meininger Hofkapelle wesentlich verstärkt war. Man möchte eher sagen, daß es aus diesen Meininger Musikern bestand, denn was Gotha selbst damals an Orchester besaß, war kaum erwähnenswert. Fritz Busch leitete hier den Chor. Max Reger, den Fritz Busch am höchsten unter den lebenden Musikern hielt, damals Dirigent der Meininger Hofkapelle, »lieh« dem jungen Kollegen diese wichtige Verstärkung für ein Konzert; das war eine ganz große Ausnahme, ein besonderer Vertrauens- und Achtungsbeweis, auf den Fritz Busch stolz sein